

Barry Jonsberg
Das ist kein Spiel

Barry Jonsberg

**DAS IST KEIN
SPIEL**

Thriller

Aus dem Englischen
von Ursula Höfker



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2017

© by Barry Jonsberg, 2016

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel »Game Theory«
bei Allen & Unwin, Australia

© 2017 für die deutschsprachige Ausgabe
cbt Kinder- und Jugendbuchverlag in der
Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Übersetzung: Ursula Höfker

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik und Typografie,
unter Verwendung von Motiven von © Gettyimages/Lars Thulin;
Shutterstock/Rtstudio
sk · Herstellung: AnG

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-570-16454-9
Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

Für Sonja und Kate Jonsberg

PROLOG

Wolken teilen sich und Mondlicht stiehlt sich durch meine Vorhänge. Ein silberner Eindringling.

Ich sitze aufrecht im Bett und halte die Pistole in meiner rechten Hand. So habe ich die ganze Nacht gesessen. Das Kissen in meinem Rücken ist zerknautscht und mein Nacken schmerzt. Meine Hand tut weh, weil ich den Pistolengriff zu fest umklammert habe. Ich habe nicht geschlafen, auch wenn ich es anfangs noch versucht habe.

Jemanden zu erschießen, ist nicht einfach. Ich weiß das von meinen Recherchen. Zwei Seiten sind zu beachten – die physische und die psychologische. Die psychologische Seite stellt das offensichtlichste Problem dar. Es ist eine Sache, in einer Schießanlage auf Ziele zu schießen, und eine ganz andere, eine Pistole auf etwas aus Fleisch, Blut und Verstand zu richten. Logisch. Selbst wer Tiere jagt – also jemand, dem es *Spaß* macht, einem Schwein oder Känguru das Lebenslicht auszublasen –, findet, dass es etwas ganz anderes ist, auf einen Menschen zu schießen. Einem Menschen in die Augen zu schauen, die Waffe auf ihn zu richten und gleichmäßigen Druck auf den Abzug auszuüben in dem Wissen, dass es einen Punkt gibt, an dem der Hammer auf eine Zündspitze trifft, was Sprengstoff zur Explosion bringt und als Folge eine Patrone durch die Luft fliegen lässt. Es dauert weniger als eine

Sekunde. Viel weniger als eine Sekunde vom Krümmen des Fingers bis zur Verletzung eines Körpers, wenn sich Metall durch Fleisch bohrt und alles auf seinem Weg zerstört. Alles ist Ursache und Wirkung. Aber diese Wirkung ist gigantisch, steht in keinem Verhältnis zur physikalischen Ursache. Minimaler Druck, zarter als eine Liebkosung. Leben ausgelöscht.

Ich habe noch nie eine geladene Waffe abgefeuert. Bis heute.

Dann ist da noch der physikalische Teil. Herbeiführung von Tod durch einen Schuss. Die meisten Menschen machen sich darüber keine Gedanken, weil es im Fernsehen so einfach aussieht. Im Fernsehen sieht alles einfach aus. Richtig ist sicher, dass es bei einem Gewehr mit einer größeren Reichweite anders wäre. Auch bei einer automatischen Waffe. Betätige den Abzug und Patronen strömen heraus. Zielt man mit der Waffe in die ungefähre Richtung des Objekts, kann man davon ausgehen, dass man Schaden anrichtet. Deshalb ist so ein Automatikteil die Waffe der Wahl für Psychopaten, deren Dämonen sie in Schulhäuser und Einkaufszentren führen.

Ich habe eine Handfeuerwaffe. Diese Dinge sind notorisch unpräzise, selbst wenn sie qualitativ hochwertig sind. Was meine vermutlich nicht ist.

Der Rückstoß einer Handfeuerwaffe bewegt den Lauf, was die Geschossbahn verändert. Nicht zu treffen, ist ganz einfach. Ohne Übung ist es tatsächlich viel einfacher, danebenzuschießen, als zu treffen. Ich habe keine Übung. Ich werde nah herangehen müssen. Nah genug, um zu sehen, wie die Augen sich weiten, und die Angst zu riechen. Nah und persönlich wird es werden. Während der Nacht war ich viele Stunden mit diesen Gedanken beschäftigt. Sie kreisen in meinem Kopf, summen wie Insekten.

Ich schwinge meine Beine über die Bettkante und lege die Pistole neben mich. Meine Hand ist steif. Ich hebe sie auf Augenhöhe und bewege die Finger, um die Muskeln zu lockern. Sie fühlt sich an wie eine Klaue – und genauso sieht sie auch aus.

Ich stehe auf, schleiche zum Fenster und ziehe die Vorhänge zurück. Ich kenne mein Zimmer, weiß, welche Dielen knarren, und kann mich geräuschlos bewegen. Ich schaue hinaus. Noch eine Stunde bis Sonnenaufgang. Am Horizont ist ein winziger, hingetuschter Streifen Orange zu erkennen. Darüber hockt eine einzelne Wolke. Ihre weißen Ränder gehen in die Schwärze der Nacht über. Zeit zu gehen. Noch nicht Zeit für meine Verabredung. Die ist erst in über drei Stunden. Dennoch ist es Zeit für mich aufzubrechen.

Bevor ich ins Bett ging, habe ich meine Kleider zurechtgelegt. Dunkle Jeans und ein schwarzes T-Shirt. Schwarze Turnschuhe. Ich komme mir vor wie ein wandelndes Klischee, ziehe die Sachen aber trotzdem an. Als ich mein T-Shirt über den Kopf streife, rieche ich mich. Ein scharfer, unangenehmer Geruch. Ich bin versucht, die Pistole hinten in den Bund meiner Jeans zu stecken, entscheide mich dann aber dafür, den Lauf so tief wie möglich in meine rechte Hosentasche zu schieben. Ich prüfe, ob die Waffe gesichert ist. Zum hundertsten Mal. Das ist auch so ein Bild. Die Pistole geht los und die Kugel fährt mir ins Bein. Das ist absurd genug, um passieren zu können.

Früher kam Summerlee, meine ältere Schwester, gewöhnlich morgens um drei oder vier nach Hause, stolperte die Treppe herauf und stieß dabei gegen alles Mögliche, doch Mom und Dad wachten nie auf. Sie lachte darüber. *Ich war so zuge-dröhnt, dass ich kaum noch kriechen konnte, und sie haben einfach weitergeschlafen.* Jetzt kann Dad nicht mehr schlafen.

Wenn ich nachts meine Tür öffnen würde, stünde er sofort da, die Augen vor Angst geweitet und bleich wie der Tod. Sein Haar ist grau und wird von Stunde zu Stunde schütterer. Ich stelle ihn mir im Bett vor, halb sitzend wie ich die ganze Nacht. Er starrt ins Leere und spinnt Albträume daraus. Eine Hand zupft an der Bettdecke. Ich kann nicht durch die Tür verschwinden. Nicht nur wegen Dad, sondern auch wegen der beiden Polizisten im Wohnzimmer. Deshalb habe ich das Fenster die Nacht über offen gelassen. Einer der Gründe – nicht der Hauptgrund –, weshalb ich nicht geschlafen habe.

Der Rucksack liegt unter meinem Bett, das Seil an die Trageschleife geknüpft. Er ist schwer, und meine Muskeln verkrampfen sich, als ich ihn auf die Erde hinunterführe. Sobald ich das Gewicht nicht mehr spüre, lasse ich das Seil los. Dann schwinde ich ein Bein übers Fensterbrett und strecke die rechte Hand nach dem Regenrohr aus. Ich ziehe das andere Bein nach und sitze jetzt auf meinem Sims. Die schwere Pistole beult meine Tasche aus und ihr Gewicht stört. Mein Zimmer liegt im ersten Stock, deshalb das Regenrohr. Ich bin nicht sportlich. Es liegt nicht in meiner Natur, Regenrohre hinunterzurutschen, aber ich schaffe es, nicht abzustürzen. Ich bin erleichtert, es schon mal bis hierher geschafft zu haben, ohne jemanden aufzuwecken.

Ich stehe auf dem Rasen und blicke mich um. Büsche und Bäume bedrängen mich mit dunklen Schatten. Nichts ist vertraut. Ich löse das Seil vom Rucksack und setze ihn auf. Ich ziehe die Pistole aus der Tasche und stecke sie jetzt doch hinten in meine Jeans. Es ist Zeit zu gehen, aber etwas hält mich. Es ist wie beim Krümmen des Fingers am Abzug. Bewege ich mich von meinem Haus weg, mache ich den ersten Schritt meiner Reise, dann setze ich eine Folge von Ereignissen in

Gang, die zum einen oder anderen Ergebnis führen. Ursache und Wirkung. Mich fröstelt, obwohl mir nicht kalt ist.

Irgendwo schreit eine Eule. Der Ton klingt traurig und dünn. Ich mache den ersten Schritt, und der zweite ist schon einfacher, der dritte noch einfacher. Mein Körper bewegt sich, und mein Kopf folgt unterwürfig, still und feige, froh, dass der Rhythmus der Muskeln das Kommando übernimmt und mich Sekunde um Sekunde welchem Ziel auch immer näher bringt.

Ich trete auf die Straße und wende mich nach rechts, halte mich an den aufgemalten unterbrochenen Mittelstreifen. Ringsherum ist es dunkel. Ringsherum ist es still, bis auf das leise Knautschgeräusch meiner Gummisohlen auf dem Asphalt.

Die Spieltheorie hat mich an diesen Punkt gebracht, und ich muss gehen, wohin sie mich führt.

Auch wenn das kein Spiel ist.

TEIL EINS

Fünf Monate früher ...

KAPITEL 1

»Erzähl's mir noch mal.«

»Ich hab's dir schon zehn Millionen Mal erzählt.«

»Zehn Millionen und sechzig Mal.«

»Weshalb willst du es dann noch einmal hören?«

»Damit zehn Millionen und einundsechzig Mal draus werden.«

»Das ist kein Grund.«

»Ist es wohl.«

»Nein.«

»Doch.«

Phoebe trug den Pyjama, den ich ihr vor knapp zwei Jahren zu ihrem sechsten Geburtstag gekauft hatte. Er war über und über mit mathematischen Gleichungen bedruckt. $E = mc^2$. Die Drake-Gleichung. Ich hatte mich sogar zu einer Fourier-Reihe verstiegen: $f(x) = a_0 + \sum_{n=1}^{\infty} (a_n \cos \frac{n\pi x}{L} + b_n \sin \frac{n\pi x}{L})$. Und zu quadratischen Gleichungen: $x = \frac{-b \pm \sqrt{b^2 - 4ac}}{2a}$. Von den meisten hatte sie keine Ahnung. Sie ist noch sieben, okay? Aber sie liebte sie. Ich hatte einen einfarbigen Schlafanzug gekauft und war damit in einen Shop gegangen, der Firmenlogos auf Arbeitskleidung druckt. Jede Gleichung wurde in einer anderen Farbe gedruckt. Das Ganze hatte ein Vermögen gekostet, aber das war mir egal.

Danach weigerte Phoebe sich, zum Schlafen irgendetwas

anderes zu tragen. Mom musste den Anzug tagsüber waschen und trocknen, damit sie ihn abends wieder anziehen konnte. Inzwischen war Phoebe gewachsen, und der Stoff war eingegangen, sodass die Ärmel bis knapp über die Ellenbogen reichten und die Hosenbeine die Waden nur noch halb bedeckten. Sie sah aus, als ob sie mit einer Überschwemmung rechnen würde. Einige Gleichungen waren verblasst, und das Gewebe war voller kleiner Knötchen, aber auch das machte ihr nichts aus. Phoebe interessierte sich nicht für Mathematik. Sie interessierte sich für Geschichten. Und sie interessierte sich für mich, ihren Bruder, und deshalb liebte sie den Schlafanzug.

Jetzt kniete sie auf dem Bett, den mageren Hintern auf den Knöcheln, und hüpfte auf und ab.

Ich liebte es, wenn sie das tat. »Es gibt da diese wunderschöne Prinzessin und sie heißt Phoebe.«

»Warum ist sie wunderschön?«

»Weil sie langes, glattes Haar hat, das ihren ganzen Rücken bedeckt.«

»Nur den Rücken, nicht den Kopf.« Es machte ihr Spaß, die Pointe vorwegzunehmen.

»Erzähle ich die Geschichte oder du, Prinzessin?«

»Du.«

»Darauf kannst du deinen mageren Hintern verwetten.«

»Dann mach weiter.«

»Sie ist so umwerfend schön, so wunderwunderhübsch, so oh-mein-Gott-das-hält-man-ja-im-Kopf-nicht-aus-fantastisch, dass Prinzen aus nah und fern kommen und um ihre Hand anhalten.«

»Das muss aber eine tolle Hand sein.«

»Es ist eine sagenhaft tolle Hand, doch sie wollen auch die übrigen Teile von ihr.«

»Aber hauptsächlich die Hand.«

»So ist es.« Ich hätte sie zu gern gekitzelt, bis sie sich zu einer Kugel zusammengerollt und um Gnade gefleht hätte, aber das konnte ich erst, wenn ich die Geschichte zu Ende erzählt hatte. Phoebe stellte Ansprüche und es galten feste Regeln. Kitzeln kam später. Ich nahm den Lotussitz ein und stützte das Kinn auf meine verschränkten Finger. »Die Zahl der Prinzen, die um ihre Hand anhalten dürfen, wird auf drei beschränkt. Sie heißen ...«

»Luke, Alex und Corey.«

Phoebe änderte die Namen nach Lust und Laune. Corey war immer dabei, weil er ihr bester Freund aus der dritten Klasse war – ein merkwürdig aussehender Junge mit dünnem Haar und einer großen Nase; aber über Geschmack lässt sich bekanntlich nicht streiten. Luke tauchte gelegentlich auf, aber Alex war mir neu. Er musste in letzter Zeit in der Schule gemein zu Phoebe gewesen sein.

Ich speicherte die Information. »Sie beschließen, gegeneinander zu kämpfen. Der Sieger gewinnt Phoebes Hand.«

»Und ihre übrigen Teile.«

»So ist es. Sie wählen also ihre Waffen ...«

»Ratten.«

»Was?«

»Ratten.«

Phoebe veränderte auch die Waffenart, wenn ihr danach war. Wir hatten schon Gewehre, Pfeil und Bogen, sogar Taschen voller Sprengstoff. Aber Ratten waren neu. Zu ihrem achten Geburtstag in zwei Monaten wünschte sie sich ein Haustier und verfolgte die Idee ein wenig penetrant. Mom fand sie nicht so gut, aus dem verständlichen Grund, weil sie das Haus nicht mit einem Nager teilen wollte, dessen Vorstellung von

Sozialkompetenz sich darauf beschränkte, in einem Rad herumzulaufen und dabei ganz gewaltig zu scheißen. Phoebe hielt diese Einstellung für Blödsinn und machte ihren Standpunkt mehr als deutlich.

Ich ließ mich darauf ein. »Ninjaratten. Wenn man sie nach jemandem wirft, hängen sie sich an die Halsschlagader der Zielperson und beißen sie tot. Jetzt ist es aber so, dass Luke ein Profi-Ninjarattenwerfer ist. Er verfehlt sein Ziel nie. Wenn er eine Ratte drei Mal wirft, trifft er drei Mal. Alex ist auch nicht schlecht. Er trifft ...«

»Zwei von drei Malen.«

»Genau. Aber der arme Corey. Also, er ist kein Held im Rattenwerfen. Bei drei Versuchen trifft er nur ein einziges Mal. Die Prinzen stehen also mit ihren Ratten in der Hand an den Ecken eines imaginären gleichschenkligen Dreiecks. Das bedeutet, dass alle drei denselben Abstand zueinander haben. Wir wollen ja fair bleiben. Und dann sagt Prinzessin Phoebe ...«

»Die wunderwunderschöne Prinzessin Phoebe.«

»Die über alle Maßen wunderwunderschöne Prinzessin Phoebe sagt: ›Damit es *wirklich* fair zugeht, müssen die Freier ihre Ratten nacheinander werfen, bis nur noch einer steht. Aber sie *müssen* nacheinander werfen. Und außerdem ist es nur fair, wenn der schlechteste Ninjarattenwerfer anfangen darf.«

»Das ist richtig fair.«

»So ist es. Corey fängt also an, dann kommt Alex und dann Luke. Wenn noch zwei stehen, machen sie in dieser Reihenfolge weiter, bis nur noch ein Prinz übrig bleibt, der um Prinzessin Phoebes Hand anhalten kann. Und um ihre übrigen Teile.«

»Auf wen sollte Corey als Ersten zielen?«

»Das, meine liebe Schwester, ist die Frage.«

Phoebe hüpfte auf ihrem Bett auf und ab und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. Das war so süß, dass ich nicht wusste, ob ich lachen oder weinen sollte. Ich tat weder das eine noch das andere, sondern schaute ihr fest in die Augen.

Sie runzelte die Stirn vor lauter Konzentration. »Bei seinem ersten Versuch sollte er auf Luke zielen, weil Luke nie sein Ziel verfehlt. Wenn er ihn also loswerden könnte, wäre das genial und seine beste Chance, um die Hand der wunderhübschen Prinzessin Phoebe anzuhalten.«

Phoebe wusste die richtige Antwort, weil wir das Spiel schon eine Million und sechzig Mal durchgespielt hatten, dennoch musste es jedes Mal gleich ablaufen.

»Falsch, Dumpfbacke«, sagte ich. »Spektakulär falsch. Coreys Chancen stehen drei zu eins, dass er Luke tötet. Selbst wenn er super viel Glück hätte, bleibt Alex als nächster Werfer, und der hat nur noch Corey als Zielscheibe. Und das wiederum bedeutet, die Chancen stehen zwei zu drei, dass Corey hinüber ist.«

»Ich weiß, ich weiß!« Sie hüpfte wieder auf ihrem Bett auf und ab. »Er sollte auf Alex zielen.«

»Noch falscher, Dumpfbacke«, erwiderte ich. »Megaspektakulär falsch. Wenn er richtig viel Glück hat, ist Alex tot. Bleibt noch Luke und der verfehlt sein Ziel nie. In diesem Fall ist Corey *definitiv* hinüber.«

»Das ist doof.«

»Du bist doof.«

»Bin ich nicht.«

»Bist du wohl.«

»Sag mir's.«

»Ich hab dir's doch gerade gesagt. Du bist doof.«

»Nein. Sag mir die Antwort.«

»Okay.« Ich tat, als wolle ich mich anders hinsetzen. Doch dann packte ich sie unter den Achseln und warf sie auf den Rücken. Sie kreischte und versuchte nach mir zu treten, aber ich war zu schnell. Ich warf mich auf sie, meine Knie in den Innenseiten ihrer Ellenbogen und mein Hintern auf ihren dünnen Beinen, sodass sie keine Chance hatte, sich zu befreien. Ich senkte den Kopf und mein Pony kitzelte sie im Gesicht. Sie warf ihren Kopf hin und her, lachte dabei aber so fürchterlich, dass ihr Rotz aus der Nase lief.

»Igitt, wie eklig«, sagte ich. »Du bist so was von eklig. Du bist eine eklige, doofe Dumpfbacke.«

Sie schrie jetzt vor Lachen, versuchte aber gleichzeitig zu reden. Es kam ein ersticktes Kreischen heraus. »Aber ... ich bin trotzdem ... wunderschön.«

»Zugegeben«, sagte ich, »eine wunderschöne, eklige, doofe Dumpfbackenprinzessin. Hör zu, Tropfnase. Das nennt sich Spieltheorie, was bedeutet, dass du dir nicht nur überlegst, was *du* tun willst, sondern auch, was die *anderen* tun werden. Das ist Sinn und Zweck des Ganzen. Wenn Alex als Erster drankäme, auf wen würde er zielen?«

»Auf Luke.«

»Korrekt. Denn wenn er es nicht tut, ist er tot. Luke weiß, dass Alex die größte Gefahr für ihn darstellt, also wird er ihn zuerst ausschalten. Wenn Alex Luke tötet, kommt Corey als Nächster dran, und er hat eine Chance. Corey sollte mit seiner Waffe also in die Luft schießen.«

»MIT SEINER RATTE, Tropfnase!«

»Richtig. Mit seiner Ratte. Indem er sein Ziel ganz bewusst verfehlt, hat er die Garantie, dass von den anderen beiden

einer stirbt, weil sie sich gegenseitig ins Visier nehmen. Entweder Luke oder Alex sind tot und Corey ist als Nächster dran. Er hat also den ersten Schuss in einem Duell. Statistisch gesehen ist das seine beste Chance, die Hand der Prinzessin zu erhalten, von den übrigen Teilen ganz zu schweigen.«

»Und?«

»Und was?«

»Gewinnt er?«

»Keine Ahnung. Darum geht es nicht. Das ist Spieltheorie, Dumpfbacke, kein Märchen.«

»Und mich nennst du doof, dabei weißt du nicht einmal, wie die Geschichte ausgeht!«

Ich stand auf und zog die Bettdecke über sie. Sie kuschelte sich sofort ein, sodass nur noch ihre feuchte Nase herauschaute. Auf der Decke bildete sich ein großer nasser Fleck. Ich wuschelte ihr durchs Haar und ging zur Tür. Als ich schon halb durch war, drehte ich mich noch einmal um.

»Okay. Corey gewinnt. Er gewinnt die wunderhübsche Phoebe, doch nach einer Woche merkt er, dass sie eine doofe Dumpfbacke mit tropfender Nase ist, und wirft sich seine eigene Ratte an seinen eigenen Hals.«

»Aber er verfehlt sein Ziel in zwei von drei Malen!«

Ich musste so lachen, dass mir fast selbst Rotz aus der Nase gelaufen wäre.

»Ich hab dich lieb, Jamie«, sagte sie, als ich die Tür schloss.

»Klar«, erwiderte ich. »Du magst zwar doof sein, aber völlig durchgeknallt bist du nicht.«

KAPITEL 2

Summerlee, Jamie und Phoebe.

Vielleicht war es ein Insiderwitz meiner Eltern. Vielleicht gefielen ihnen aber auch nur Namen, die auf einen i-Laut enden. Aus welchem Grund auch immer sie uns so genannt hatten – ich fand's bescheuert. Aber es lässt sich nichts mehr dagegen machen.

Phoebe liebt Mom und Dad. Ich ertrage sie. Summerlee verachtet sie. Funktioniert das immer so? Jemand hat mal gesagt, dass man seine Eltern anfangs liebt, dann rechnet man mit ihnen ab, und selten, wenn überhaupt, verzeiht man ihnen. Es klingt so clever, dass es wahr sein könnte. Aber es ist auch traurig. Ich will nicht, dass Phoebe aufwächst und sich von ihnen wegentwickelt. Auch nicht, dass sie sich von mir wegentwickelt. Nicht wegen der Gefühle meiner Eltern oder gar wegen meinen, aber in ihrer Liebe ist etwas Reines und Unschuldiges. Sie stellt keine Bedingungen und erwartet keine Enttäuschungen. An irgendeinem Punkt verändert sich das, und ich weiß nicht, warum.

Ich bin Mathematiker und Geschichten liegen mir nicht. Ich weiß nicht, wie ich diese Geschichte erzählen soll, denn Worte sind nicht meine Stärke. Und man braucht so viele davon, nur um eine einfache Wahrheit auszudrücken. Mathematik ist da anders. Nimm zum Beispiel $E=mc^2$, die berühmteste Gleichung.

chung der Welt. Fünf Symbole, aber sie erzählen eine Geschichte des Universums und der Gesetze, die darin herrschen. Sie in Worten aufzuschreiben, hätte – *hat* – etliche Bücher gefüllt, und man hat doch nur an der Oberfläche gekratzt. Energie, Masse, die Geschwindigkeit des Lichts und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen. Es ist die Geschichte von allem. Erzählt in fünf Symbolen. Wie wunderbar ist das denn?

Es gibt keine Symbole, die Summerlees Geschichte erzählen könnten, weshalb ich mich mit schwerfälligen Worten behelfen muss. Summerlee ist achtzehn und meine andere Schwester. Zwischen dreizehn und sechzehn sah sie wahnsinnig gut aus, aber das hat sich in den letzten zwei Jahren geändert. Sie hat sich zum Beispiel die Haare gefärbt. Ihr Haar ist von Natur aus dunkel, und wenn die Sonne darauf schien, glänzte und schimmerte es explosionsartig. Jetzt ist es mattblond, ohne Leben. Wie Stroh. Ihre Augen sind genauso. Natürlich nicht blond, aber von einem blassen Blau, das mit der Zeit immer blasser zu werden scheint. Manchmal glaube ich, dass sie sich als Person irgendwie auflöst – ihre Lebendigkeit, Persönlichkeit und Lebensfreude waren irgendeinem Element ausgesetzt, das alles abgeschält hat. Was noch übrig ist, ist hart und gleichzeitig spröde. Blass. Es ist, als beobachte man etwas, das in der Sonne vertrocknet und nach und nach stirbt.

Ich weiß nicht mehr, wann sie sich verändert hat. In meiner Erinnerung geschah es ganz plötzlich, aber es muss wohl doch allmählich gekommen sein. Ich erinnere mich an einen Vorfall, bei dem ich merkte, dass die Schwester, die ich kannte, mir irgendwie abhandengekommen war. Sie war in der zehnten Klasse, also ungefähr fünfzehn. Ich war an derselben Schule in

der Achten. Wir saßen beim Frühstück, und ich futterte eine Schüssel Müsli, während Mom Phoebe für den Kindergarten fertig machte. Es war Routine. Dad war zu der Zeit gewöhnlich schon bei der Arbeit. Er kümmert sich um die Hypotheken anderer Leute, wozu anscheinend stundenlange Schreibtischarbeit gehört. Also war es Moms Job, drei Kinder zu verköstigen, zu kleiden, vorzeigbar zu machen und sie dann in ihre jeweiligen Lehranstalten zu bringen. Ich gehe davon aus, dass sich dasselbe Ritual gleichzeitig in vielen Familien im ganzen Land so abspielte. Und ich gehe auch davon aus, dass die Zeit für Mom ziemlich stressig war. Aber ich war in der achten Klasse. Der Stress anderer Leute, besonders der meiner Eltern, war mir egal.

Phoebe packte Sachen in ihren kleinen Schulranzen – der Himmel weiß, was man für die Vorschule braucht, aber sie nahm das alles sehr ernst. Ich hatte den Kopf in der Müslischüssel. Mom flitzte wie üblich herum.

»Wo ist deine Schwester?«, fragte sie mich.

Ich zuckte mit den Schultern. Nicht meine Verantwortung.
»Wahrscheinlich noch im Bett«, antwortete ich.

»Verflixt noch mal«, murmelte sie. »Ruf sie bitte, ja?«

»Ich frühstücke«, bemerkte ich. Wahrscheinlich deutete ich sogar noch auf meine Müslischüssel als unwiderlegbaren Beweis.

Mom hielt eine Sekunde lang inne und schaute mich an. Sie wog Entscheidungen gegeneinander ab. Sich mit mir anlegen und einen weiteren Konflikt heraufbeschwören? Zu anstrengend. Also den Weg des geringsten Widerstands gehen.
»Dann pass auf den Toast auf, Jamie. Kannst du das für mich tun?«

»Klar.« Darauf aufzupassen, erforderte nicht viel Energie.

Mum lief zur Treppe und brüllte hinauf: »Summerlee! Aufstehen. Sofort. Du kommst zu spät.«

Mom kehrte in dem Moment zurück, als der Toast nach oben ploppte, was mir sehr gelegen kam. Ein Job weniger. Ich widmete mich wieder meinem Müsli, während Mom den Toast mit Margarine bestrich. Sie tat es mit geübter Effizienz. Ich aß bedächtig einen Löffel Müsli. Phoebe packte ihren Ranz aus und begann ihn wieder neu zu packen. Sie war schon immer pingelig, praktisch seit ihrer Geburt. Alles musste genau so sein, wie sie es richtig fand. Ich leerte meine Schüssel und stellte sie in die Spüle. Mom hatte versucht, mich zum Abspülen zu bringen, sobald ich fertig war, doch ich drückte mich davor, wann immer es ging.

Mom schmierte Brote für uns alle. Sie musste unterschiedliche Stapel machen, weil wir alle unterschiedliche Vorlieben hatten. Phoebe stand auf Vegemite, doch das Brot durfte nur hauchdünn mit der Hefepaste bestrichen sein. Manchmal war es schwer zu sagen, ob überhaupt etwas drauf war. Wahrscheinlich funktionierte es am besten, wenn man das Glas einige Male über dem Brot hin und her schwenkte und ein paar Moleküle hinunterschweben ließ. Ich mochte Käse und Tomaten. Zumindest hatte ich Mom gesagt, dass ich Käse und Tomaten mochte, aber meistens warf ich das Sandwich in der Schule in einen Mülleimer und kaufte mir in der Cafeteria einen Hotdog – jedenfalls immer dann, wenn ich es mir leisten konnte. Das tut mir jetzt leid. Damals tat es das nicht. Bei Summerlee musste es etwas mit Wurst sein, vorzugsweise Salami.

Mom schnitt ab, belegte und wickelte ein. Sie legte die Sandwiches in drei unterschiedliche Dosen und packte in jede noch einen Müsliriegel und einen Apfel. Den Apfel schmiss ich *immer* weg. Dann lief sie wieder zur Treppe.

»Summerlee! Du liebe Güte. Wir fahren in zehn Minuten. Komm endlich runter!«

Von oben kam eine genuschelte Antwort, gefolgt von beträchtlichem Gestampfe und dem Geräusch von zerbrechendem Glas.

»Summerlee!«, brüllte Mom.

Was dann geschah, war nicht schön. Im Gegenteil, es war eines der hässlichsten Dinge, die ich je erlebt habe, und ich habe einige erlebt. Das Gestampfe wurde lauter, dann kam ein Mädchen die Treppe herunter. Kam *gewalttätig* die Treppe herunter. Phoebe hielt beim Ranzenpacken inne. Ich hielt, bei was immer ich gerade tat – wahrscheinlich nichts –, inne. Wir schauten zur Küchentür. Eine Art Energie näherte sich. Ich spürte sie auf meiner Haut und das Gefühl war hypnotisch.

Als sie ungefähr dreizehn war, entdeckte Summerlee irgendwann die Macht des V-Wortes. Damit war sie nicht allein. Von uns anderen unterschied sie sich dadurch, dass sie kapierte, dass Sanktionen gegen das Wort grundsätzlich Unsinn waren. Oder anders herum: Die meisten von uns wussten, dass fluchen unsozial war, dass es die Leute aufregte und man es deshalb am besten nur im Kreis seiner Freunde tat. Bei meinen Freunden fluchte ich ständig. Es war ein Merkmal für Mut, eine Eintrittskarte in einen exklusiven Klub, eine Art Pass zum Erwachsenwerden. Aber nicht einmal in meinen kühnsten Träumen hätte ich es zum Beispiel einem Lehrer gegenüber getan. Oder meinen Eltern gegenüber. Nicht aus Angst vor körperlicher Strafe. Was konnten sie einem schon tun? Sondern weil ich ihr Zartgefühl nicht verletzen und mir ihre gute Meinung von mir nicht verscherzen wollte. Das war – und ist – mir immer noch wichtig. Summerlee legte sich solche

Beschränkungen nicht auf. Es kümmerte sie ganz einfach nicht. Und so war sie etwas Elementares, als sie in der Küchentür erschien, das Haar zerzaust und in einer lächerlichen Unterwäsche, die sich als Nachthemd ausgab. Eine feindselige Aura umgab sie.

»Ich bin verdammt noch mal krank«, schrie sie. »Warum lässt du mich verdammt noch mal nicht in Ruhe?«

Mom hatte sie natürlich schon öfter fluchen hören. Es gefiel ihr nicht, aber was sie auch sagte oder tat, es machte nicht den geringsten Unterschied. Dad ignorierte es einfach, wie er die meisten Dinge ignorierte, aus denen Konflikte resultieren konnten. Hypotheken schrien nicht, was ihm sehr entgegenkam. Inzwischen versuchte auch Mom die Flucherei zu ignorieren, als würde sie dadurch von allein aufhören. Als Taktik war das zum Scheitern verurteilt.

»Du bist nicht krank, Summerlee«, erwiderte sie. »Und du gehst auf jeden Fall in die Schule.«

Einer der Gründe, weshalb ich auch in Gesellschaft meiner Freunde nicht mehr so viel fluchte, war, dass es mit der Zeit langweilig wurde. Schlimmer, es wirkte in Wahrheit nicht wie eine Imitation des Erwachsenseins, sondern eher wie ein permanentes Sinnbild der Kindheit. Ich wiederhole deshalb nicht wortgetreu, was Summerlee darauf erwiderte. Der Hinweis möge genügen, dass sie keinen Satz, ich glaube nicht einmal ein Satzglied von sich gab, in dem kein Kraftausdruck vorkam. Sie erklärte Mom, dass die Schule Zeitverschwendung sei und sie nicht mehr hinginge. Des Weiteren informierte sie meine Mutter, dass sie selbst an den Tagen, an denen sie bis zum Eingang gegangen war, geschwänzt hatte. Der Stundenplan sei so bescheuert wie sinnlos und habe nichts mit der realen Welt zu tun. Was könne man schon mit Geschichte, blöden

Kurzgeschichten oder Algebra anfangen? Die Lehrer seien alle Loser. Die Schule als solche sei zum Kotzen. Sie würde abgehen und niemand könne sie daran hindern. Niemand könne sie zwingen zu bleiben.

Mir ist bewusst, dass diese Auflistung von Argumenten gar nicht so dramatisch klingt. Im Lauf der Jahre hatte ich viele davon selbst vorgebracht. Es war die Art und Weise, *wie* Summerlee sie vorbrachte. Selbst ohne die Kraftausdrücke war das Gift in ihren Bemerkungen nicht zu überhören. Als zapfte sie ein gewaltiges Reservoir an Wut an. Und nachdem es einmal angezapft war, ließ es sich nicht mehr verschließen. Es strömte aus ihr heraus, eine Flut von Hass. Sie brach über uns herein.

Phoebe verließ den Raum nach einer Minute. Ich sah Tränen in ihren Augen. Wie Dad hasste sie Konflikte und lief vor ihnen davon, wann immer das möglich war. Ich hätte ebenfalls gehen sollen, doch ich war wie gelähmt. Erst später überlegte ich mir, dass mein Dabeistehen und Mitbekommen eine weitere Demütigung für meine Mutter gewesen war, dass es sie geschmerzt haben muss, zu wissen, dass ihr Sohn Zeuge ihrer Machtlosigkeit war. Aber es ist schwer, vor einer unabwendbaren Katastrophe davonzulaufen. Und das *war* eine unabwendbare Katastrophe.

Als Summerlee ihren Zorn abgelassen hatte, stürmte sie wieder die Treppe hinauf. Ich beobachtete Mom während der Nachwirkungen des Unwetters. Sie hatte keine Chance gehabt, auch nur ein Wort dazu zu sagen. Sie fuhr sich über die Stirn und wandte sich wieder ihrem Schneidbrett zu. Nahm Summerlees Frühstücksdose und stellte sie in den Kühlschrank. Das war das Traurigste, was ich sie je habe tun sehen, ich schwör's. Dann schob sie mich und Phoebe rasch zum Wagen.

Sie fuhr schweigend zum Kindergarten, begleitete Phoebe bis zur Tür und küsste sie zum Abschied. Dann ging's zu meiner Schule. Sie hütete sich, mich zu küssen, und winkte nur durchs Wagenfenster, als ich mich auf dem Hof zu meinen Kumpels stellte. Ich winkte zurück, in dieser verlegenen Art, die charakteristisch ist für einen Achtklässler. Dann wandte ich mich ab. Einer der Jungs wollte mir etwas zeigen, keine Ahnung mehr, was es war. Ich vergaß Mom, sah sie nicht davonfahren in ihre Welt. Ich hatte meine eigene Welt und sie verlangte meine gesamte Aufmerksamkeit.

Im Rückblick weiß ich, was ich hätte tun sollen. Ich hätte reden sollen, sie in den Arm nehmen, ihr sagen, dass ich sie lieb habe und dass alles wieder gut würde. Selbst wenn es nicht wieder gut würde. Mom und Dad kamen mit unserer Kindheit gut zurecht. Sie machten alles richtig, lasen uns Gutenachtgeschichten vor, tupften unsere Stirnen ab, wenn wir krank waren, beschützten uns vor allem und jedem und umgaben uns mit bedingungsloser Liebe. Die Probleme kamen mit der Jugend, als ihre süßen Kinder eine Metamorphose durchmachten und als Fremde daraus hervorgingen. Und eine dieser Fremden war voller Hass. Der andere war einfach nur distanziert. Dad zog sich zurück, verschanzte sich hinter seiner Arbeit. Mom war verwirrt, verletzt und machtlos. Ich hätte ihr vielleicht helfen können. Ich tat es nicht.

Summerlee ging nicht mehr zur Schule, zumindest nicht mehr richtig. Sie tauchte nach Lust und Laune zu einigen Stunden auf, bekam Probleme wegen ihres Verhaltens und wurde unzählige Male vom Unterricht ausgeschlossen. Mir kam das absolut bescheuert vor, weil sie ohnehin nur noch an zwanzig Prozent des Unterrichts teilnahm und der Ausschluss ganz offensichtlich keine Strafe für sie war. Schließlich fand sie

einen Job in einem der Supermärkte in unserer Nähe, wo sie Regale einräumte. Natürlich hasste sie es und hielt es für unter ihrer Würde. Ihre direkte Vorgesetzte war, wie wir mitbekamen, ein Pestzecke.

Dann traf sie Spider und mit ihm gingen die Probleme erst richtig los.

KAPITEL 3

Das ist der springende Punkt.

Greift man Höhepunkte oder auch Tiefpunkte aus Summerlees Verhalten heraus, ergibt das eine Geschichte, aber es ergibt nicht die *ganze* Geschichte. Von ihren achtzehn Jahren können drei oder vier nicht wirklich die Person widerspiegeln, die sie ist. Unter dem Gesichtspiercing, dem einen sichtbaren Tattoo, den gefärbten Haaren und dem kompromisslosen Make-up liegt ein Kern des Mädchens, das sie war, und der Erwachsenen, die sie immer noch sein kann. Summerlee ist ganz Äußerlichkeiten, doch gelegentlich verbirgt sie sich hinter diesen Äußerlichkeiten; sie sind eine Maske, die sie nicht immer überzeugend trägt.

Deshalb ist hier eine andere Geschichte. Sie liegt erst sechs Monate zurück und stellt vielleicht einen Ausgleich her.

Phoebe machte in der Grundschule bei einer Tanzdarbietung mit. Die war Teil einer größeren Veranstaltung aus Anlass des fünfundzwanzigsten Jubiläums der Schule. Eltern und sogenannte Würdenträger waren an einem Freitagnachmittag zu Getränken, Snacks und einer Demonstration der an der Schule geförderten Talente eingeladen. Es war eine große Sache und Phoebe liebte große Sachen. Sie war fast krank vor Lampenfieber. Wann immer wir uns zum Essen an den Tisch setzten, gab sie Geschichten über die Proben zum Besten, da-

rüber, was die Lehrerin zur Aufführung gesagt hatte und welche Fehler die Truppe verzweifelt auszumerzen versuchte. Hinter all dem nervösen Geplapper verbarg sich zweifellos Panik vor der bevorstehenden Feuerprobe. Phoebe wollte nicht patzen, hatte aber entsetzliche Angst, doch Fehler zu machen. Also tat sie, was sie immer tat, wenn sie nervös war. Sie arbeitete fieberhaft. Sie war überzeugt, dass Katastrophen abgewendet werden konnten, wenn man nur genügend Schweiß vergoss.

Ich war auch einmal davon überzeugt. Jetzt weiß ich es besser.

Zu Phoebes wilder Entschlossenheit, ein spektakuläres Scheitern zu vermeiden, gehörten ständige private Proben in unserem Wohnzimmer, sobald sie mit den Hausaufgaben fertig war. Ich schaute manchmal zu und murmelte gelegentlich ein Lob. Aber es gibt Kinder, die kann man nicht täuschen, und Phoebe konnte man *nie* täuschen. Sie begriff, dass ich ihr emotionale Unterstützung bot, aber sie wollte mehr. Sie brauchte Hilfe.

Und die gab ihr Summerlee.

Sie schaute Phoebe stundenlang zu und sagte ihr nicht einfach, sie sei gut, wenn sie es nicht war. Ich tat das die ganze Zeit, vor allem weil Phoebe selbst für mein ungeübtes Auge *nicht* gut war. So hatte sie zum Beispiel kein Rhythmusgefühl. Sie stellte die Musik an – Phoebe hatte Mom dazu überredet, ihr die CD mit der Musik zu kaufen, nach der sie in der Schule tanzten – und tanzte dann das Stück ein ums andere Mal durch. Ich versuchte ihr klarzumachen, dass sie andere Kinder dazu brauchte, dass allein zu tanzen nicht viel brachte, weil sie sich nicht nach den anderen richten konnte. Phoebe verstand das zwar und gab mir recht, doch um sich selbst mach-



Barry Jonsberg

Das ist kein Spiel

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-16454-9

cbt

Erscheinungstermin: September 2017

Der neue Roman von Lieblingsautor Barry Jonsberg!

Jamie ist 16 Jahre alt und ein Mathe-Genie. Verblüffend logisch und ehrlich ist sein Blick auf seine eigene Familie – und darauf, dass da etwas schief läuft. Zum Beispiel bei Summerlee, seiner rebellischen älteren Schwester. Als die an ihrem 18. Geburtstag mehrere Millionen im Lotto gewinnt, sagt sie sich endgültig von der Familie los – und provoziert eine Kettenreaktion von Unheil. Jamies kleine Schwester Phoebe wird entführt und der Kidnapper verlangt zwei Millionen. Ausschließlich mit Jamie will er darüber verhandeln. Warum? Wieso weiß der Täter so viel über Jamie? Und weshalb fühlt sich das Ganze wie ein einziges Duell an, bei dem Jamies Kombinationsgabe auf eine tödliche Probe gestellt wird?

 [Der Titel im Katalog](#)